

Buchbesprechungen

Spätes Denkmal für deutsche Spanienkämpfer

Punktgenau bevor sich der Beginn des sogenannten Spanienkrieges zum achtzigsten Male jährt, können Werner Abel und Enrico Hilbert das biografische Lexikon deutscher Spanienkämpfer vorstellen. Diese Publikation folgt zwar den Veröffentlichungen von Interessenverbänden aus Österreich, Italien, Russland, Luxemburg und der Schweiz, ist aber umfangreicher.

Den Herausgebern ist mit dieser Zusammenstellung ein ebenso wichtiges wie gewichtiges Werk gelungen – ein Ehrenbuch im besten Sinne. Nach Angaben der Herausgeber konnten etwa 4500 Namen erfasst werden. In den mehr oder weniger umfangreichen lexikalischen Beiträgen werden, parteiunabhängig und sachlich neutral, deutsche Frauen und Männer gewürdigt, die sich Mitte der 1930er Jahre für die Verteidigung der legal gewählten spanischen Volksfrontregierung engagierten.

Spanien wurde in der Folgezeit zum Symbol internationaler Solidarität, denn Tausende Freiwillige aus über 50 Ländern eilten der bedrohten Republik, zum Teil aus völlig unterschiedlichen Beweggründen, zu Hilfe. Darunter befanden sich auch ca. 5000 Deutsche. Diese Männer und Frauen hatten aber auch vor und nach ihrem Einsatz in Spanien ein Leben und dieses darf nicht vergessen werden.

Diese Menschen sollen nun ungeachtet aller damaligen und heutigen ideologischen Differenzen gewürdigt werden. Soweit es die Faktenlage ermöglicht, werden neben biografischen Angaben auch Details zu Dienstgrad, Funktionen und Einsätzen an den verschiedenen Fronten und zum beruflichen Werdegang nach ihrem politischem Engagement in Spanien benannt. Die Einsatzgebiete beschränken sich nicht auf militärische Aufgaben, sondern umfassen auch die wichtigen Sanitäts- und Versorgungsaufgaben, ebenso wie organisatorische und kulturelle Maßnahmen. Außerdem werden erfreulich viele Frauen und deren konkrete Einsatzgebiete und Opferbereitschaft in eigenständigen Beiträgen vorgestellt, und das nicht nur – wie oft gehandhabt – als „Begleiterin“ von Männern (z.B. Maria Osten, Elsa Teubner, Anna Siemsen). Während zu einigen Personen bisher nur wenige Erkenntnisse bekannt sind, umfassen einzelne Beiträge – so u.a. über Wilhelm Zaiser (General José Gómez), Carl Einstein und Maria Osten – mehrere Spalten.

Für die Erstellung dieses Werkes wurden äußerst umfangreiche Quellen aus privaten Nachlässen, bereits vorliegenden Sammlungen und Archiven genutzt, aber auch entsprechende Bestände der Moskauer Archive berücksichtigt, die viele bisher unbekannt Details enthalten.

Diese immense Arbeit konnte durch uneigennützigem Zuarbeit vieler geleistet werden, vor allem durch die Mitarbeit von Harald Wittstock, Friedrich Villes und Dieter Nelles, aber auch durch die Mitarbeiter der genossenschaftlich geführten Druckerei, wodurch der angemessene Preis für dieses Buch ermöglicht wurde. Fördergelder flossen nicht für diese aufwändige Publikation, für die sich der Verleger Dr. Andreas W. Hohmann ohne Gewinnerwartung verständnisvoll engagierte.

Die informative Einführung und Erläuterung der historischen Ereignisse von Reiner Tostorff als „Historisches Stichwort Spanischer Bürgerkrieg 1936 bis 1939“ ist gut lesbar und auch für weniger auf diesem Gebiet Vorgebildete verständlich. Das ist m. E. wichtig, weil sie sich auch an Experten anderer Disziplinen wendet. Die unterschiedlichen Schicksale und Hintergründe können die mannigfaltigen Forschungen der neueren Geschichte der verschiedensten Fachbereiche bereichern.

Dieses biografische Lexikon vermag aber auch zur Überarbeitung bzw. Ergänzung eigentlich „zemen-

tierter“ Biografien anregen. Es ist nicht nur ein längst überfälliges Nachschlagewerk, sondern ein wichtiger Mosaikstein für weitere Forschungen.

Der sich anschließende Band II wird dazu u.a. mit Fotos, Dokumenten und überlieferten originalen Briefen die historischen Ereignisse ergänzend veranschaulichen.

Werner Abel, Enrico Hilbert: Sie werden nicht durchkommen. Deutsche an der Seite der Spanischen Republik und der sozialen Revolution, Band I. Lich: Edition AV, 2015

Helga W. Schwarz

Vergessene Opfer der Euthanasie

Einer intensiven Beschäftigung mit der jüngeren Geschichte ehemals deutsch besiedelter Gebiete im östlichen Mitteleuropa (Sudetenland, Schlesien, Ostpreußen usw.) haftete lange Zeit der Ruch des Ewiggestrigen, des Revanchismus an – gleichermaßen in beiden deutschen Staaten. Die DDR ging in ihrer Verleugnung sogar so weit, die geographischen Namen dieser Regionen schrittweise aus allgemeinen Nachschlagewerken zu tilgen. Es verwundert daher kaum, dass im Laufe der Jahre auch erinnerungswürdige Ereignisse und Personen aus der kollektiven Erinnerung verschwanden. Die Verbrechen in den frühen Konzentrationslagern in Schlesien und Pommern rückten erst wieder durch die Schriftenreihe „Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager“ ins Blickfeld der Historiker, und auch die wechselhafte Geschichte der „Volksdeutschen“ im 20. Jahrhundert ist erst seit relativ kurzer Zeit ein anerkanntes Forschungsfeld. In den Strudel dieses Vergessens gerieten auch die ostdeutschen Opfer der nationalsozialistischen „Euthanasie“-Verbrechen. Zwar ist die Literatur zum Themenkreis Rassenhygiene, Zwangssterilisation und „Euthanasie“ mittlerweile kaum noch zu überblicken, das gilt jedoch nicht für die östlichen Provinzen und Gauen des Deutschen Reiches. Hier stoßen Berufs- und Laienhistoriker sehr schnell auf „weiße Flecken“. Dank einer Publikation der Gedenkstätte Pirna-Sonnenstein zur ehemaligen Provinz Ostpreußen hat sich deren Anzahl nun etwas verringert.

Die möglicherweise aufkommende Frage, warum sich eine sächsische Gedenkstätte ostpreußischer Historie annimmt, ist schnell beantwortet. Am Gedenkort, dem Gelände der ehemaligen Heil- und Pflegeanstalt Sonnenstein, existierte 1940/41 eine von sechs zentralen Mordanstalten, in denen psychisch kranke und geistig behinderte Menschen mit Kohlenmonoxid ermordet wurden. Etwa 600 der fast 14.000 Mordopfer stammten aus Ostpreußen.

Die Publikation ist sachthemen-chronologisch gegliedert. Bemerkenswert ist, dass sich Herausgeber und Autoren entschlossen, den Bogen weiter zu schlagen. Sie beschränken sich nicht auf die Darstellung der „Euthanasie“-Aktionen, sondern widmen sich auch der Vorgeschichte und Rezeption. Vorgeschichte heißt in diesem Fall ein kurzes Nachzeichnen des ostpreußischen Anstaltswesens vom 19. Jahrhundert bis zum Beginn der „Euthanasie“, wobei alle großen psychiatrischen Krankenhäuser und Behinderteneinrichtungen kurz portraitiert werden. Das ist aus zwei Gründen hilfreich. Zum einen liefern die Kurzportraits wichtige Informationen zur Einordnung und zum Verständnis des Geschehens in der NS-Zeit, zum anderen werfen sie ein Schlaglicht auf die weitgehend unbekannt Entwicklung der Anstaltspsychiatrie in Ostpreußen.

Der Hauptteil der Publikation dokumentiert das Schicksal der mehr als 600 ostpreußischen Anstaltspatienten, die zunächst in der Heilanstalt Kortau (poln.: Kortowo) gesammelt und dann am 8. Juli

Neuzugänge

Bettina Leder: Lauingers. Eine Familiengeschichte aus Deutschland (Jüdische Memoiren, Hg. v. Hermann Simon, Bd. 26). Berlin: Hentrich&Hentrich, 2015

Wendy Lower: Hitlers Helferinnen. Deutsche Frauen im Holocaust. München: Carl Hanser, 2014

Mechthild Gilzmer, Germaine Tillion, Tzvetan Todorov: Germaine Tillion – Die gestohlene Unschuld. Ein Leben zwischen Résistance und Ethnologie. Berlin: Aviva, 2015

Kirsten John-Stucke, Daniela Siepe (Hg.): Mythos Wewelsburg. Fakten und Legenden. Paderborn: Schöningh, 2015

Ernst-Friedrich Harmsen: Ernst von Borsig – Märkischer Gutsherr und Gegner des Nationalsozialismus. Berlin: Verlag für Berlin-Brandenburg, 2015

Reiner Nürnberg, Ekkehard Höxtermann, Martina Voigt (Hg.): Elisabeth Schiemann (1881-1972). Vom Aufbruch der Genetik und der Frauen in den Umbrüchen des 20. Jahrhunderts. Rangsdorf: Basiliken-Press, 2014

autorInnenkollektiv Ioukanikos (Hg.): Linke Geschichtspolitik und kritische Wissenschaft. Ein Lesebuch. Münster: edition assemblage, 2015

Manfred Gailus (Hg.): Täter und Komplizen in Theologie und Kirchen 1933-1945. Göttingen: Wallstein, 2015

Chryssoula Kambas, Marilisa Mitsou: Die Okkupation Griechenlands im Zweiten Weltkrieg. Griechische und deutsche Erinnerungskultur (Griechenland in Europa; Kultur – Geschichte – Literatur, Bd. 1). Köln; Weimar; Wien: Böhlau, 2015

Christoph Wilker: Die Geschichte von Rita Glasner, einem Bibelforscherkind im „Dritten Reich“. München: Volk Verlag 2015

Friedhelm Schäffer; Oliver Nickel: „Ich hatte nichts gegen Deutsche, nur gegen Faschisten.“ Die Lebensgeschichte des Ferdinand Matuszek. Norderstedt: Books on Demand Verlag, 2014

Wolfgang Ruppert (Hg.): Künstler im Nationalsozialismus. Die „Deutsche Kunst“, die Kunstpolitik und die Berliner Hochschule. Köln/Weimar/Wien: Böhlau Verlag, 2015

Benjamin Ortmeyer, Katharina Rhein: NS-Propaganda gegen die Arbeiterbewegung 1933-1945. Imitation und Indoktrination. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, 2015

Neuzugänge

Claudia von Gélieu: Barnimstraße 10. Das Berliner Frauengefängnis 1868–1974. Berlin: Metropol Verlag, 2014

Silke Hünecke: Überwindung des Schweigens. Erinnerungspolitische Bewegung in Spanien. Münster: edition assemblage, 2015

Benjamin Ortmeier: 100 Jahre Ernest Jouhy: Dialektische Vernunft als zweifelnde Ermutigung. Zum Werk von Ernest Jouhy. Frankfurt am Main: Protagoras Academicus, 2013

Benjamin Ortmeier: Bürokratische Kälte mit mörderischen Konsequenzen. Antisemitismus und Rassismus in offiziellen „Amtsblatt“ für Erziehung und Unterricht des NS-Staates. Frankfurt am Main: Protagoras Academicus, 2013

Micha Brumlik, Benjamin Ortmeier (Hg.): 100 Jahre Berthold Simonsohn. Dokumentation der Festveranstaltung an der Goethe-Universität Frankfurt/Main am 24. April 2012 anlässlich des 100. Geburtstages von Berthold Simonsohn. Frankfurt am Main: Protagoras Academicus, 2012

Adam Jaromir: Fräulein Esthers letzte Vorstellung. Eine Geschichte aus dem Warschauer Ghetto. Langenhagen: Gimpel, 2013

Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hg.): Jahrbuch 2015. Feindbilder. Wien: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, 2015

Andreas Heusler, Andrea Sinn (Hg.): Die Erfahrung des Exils: Vertreibung, Emigration und Neuanfang. Ein Münchner Lesebuch (Studien zur jüdischen Geschichte und Kultur in Bayern, Bd. 10). Oldenburg: de Gruyter, 2015

Sabine Schneider, Eckart Conze, Jens Flemming, Dietfrid Krause-Vilmar: Vergangenheiten. Die Kasseler Oberbürgermeister Seidel, Lauritzen, Branner und der Nationalsozialismus. Marburg: Schüren, 2015

Michael Becker, Dennis Bock, Henrike Illig (Hg.): Orte und Akteure im System der NS-Zwangslager. Ergebnisse des 18. Workshops zur Geschichte und Gedächtnisgeschichte nationalsozialistischer Konzentrationslager. Berlin: Metropol, 2015

Hans Coppi, Kamil Majchrzak (Hg.): Das Konzentrationslager und Zuchthaus Sonnenburg. Berlin: Metropol, 2015

Benjamin Ortmeier: Indoktrination. Rassismus und Antisemitismus in der Nazi-Schülerzeitschrift „Hilf mit!“ (1933–1944). Weinheim/Basel: Beltz Juventa, 2013

1941, stets gleichlautend in allen Krankenakten formuliert, „nach einer Landes-Heil- und Pflegeanstalt in Sachsen überführt“ wurden. Die Verlegung erfolgte per Sonderzug und endete am Folgetag auf einem Rangierbahnhof bei Dresden. Dort wurde der Transport geteilt. Während etwa 200 Kranke sofort in Pirna ermordet wurden, kamen die übrigen in andere sächsische Heilanstalten, um erst später, der Kapazität der Tötungsanstalt entsprechend, zum Sonnenstein deportiert zu werden. Weil sich zum Zeitpunkt des Abbruchs der Gasmordaktion Ende August 1941 noch eine größere Anzahl ostpreußischer Kranker in den „Zwischenanstalten“ befand, wird auch deren zumeist tödliches Schicksal geschildert. Eine Bereicherung sind die eingefügten Lebensgeschichten von Opfern. Sie zeigen immer wieder, dass hinter jeder Zahl, hinter jedem historischen Fakt ein individuelles Schicksal steht, das im Bemühen um Rekonstruktion und Wertung des Geschehens nicht vergessen werden darf. Hervorzuheben ist der Entschluss des Herausgebers, auf Anonymisierungen weitgehend zu verzichten; schließlich kann einer Person nur gedacht werden, sofern ihr Name genannt werden darf. Damit setzt er in der gegenwärtig geführten Diskussion um Datenschutz und Persönlichkeitsrechte ein eindeutiges Zeichen.

Das letzte Kapitel beschäftigt sich mit dem schwierigen Prozess des Erinnerns an die Euthanasie-Opfer in den deutschen Gedenkstätten. Als Quelle nutzten die Autoren u.a. Zeitungen und Zeitschriften der Vertriebenenorganisationen. Dabei fällt auf, dass in den 1950er Jahren, zeitgleich mit der stillschweigenden Rehabilitation und Integration von NS-Tätern in die Nachkriegsgesellschaft, eine Fülle von Suchanzeigen in den Presseerzeugnissen der Vertriebenenverbände erschien. Zudem schalteten die Familien oftmals den Suchdienst des DRK ein oder richteten Anfragen an das Standesamt Pirna, in denen sie um Auskunft über ehemalige Anstaltspatienten baten. Umso unverständlicher ist, dass die Opfer der NS-„Euthanasie“ in den folgenden Jahrzehnten nahezu vollständig aus der kollektiven Erinnerung verschwanden.

Schade ist, dass sich einige kleinere Fehler und Unstimmigkeiten in die Publikation eingeschlichen haben. Neben einer Korrektur der zahlreichen Rechtschreibfehler sollten in einer eventuellen zweiten Auflage auch die Zahlen in Text und Tabelle in Übereinstimmung gebracht und die beigefügte Karte Ostpreußens so korrigiert werden, dass sie tatsächlich den Gebietsstand der Provinz im Jahr 1940 zeigt.

Boris Böhm (Hg.): „Wird heute nach einer Landes-Heil- und Pflegeanstalt in Sachsen überführt.“ Die Ermordung ostpreußischer Patienten in der nationalsozialistischen Tötungsanstalt Pirna-Sonnenstein im Jahre 1941. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2015

Dietmar Schulze

Geschichte liegt verborgen in Flözen

In einem Interview wird die Autorin Verena Boos gefragt, was sie dazu inspiriert habe, ihren Roman „Blutorangen“ zu schreiben. Sie antwortete: „Ich war gepackt von der tragischen Absurdität, die Kriegsgeschichten überall haben, fasziniert von Familiendynamiken und berührt von der Würde derer, die auf der Seite der Verlierer stehen. [...] Der reale historische Hintergrund meines Romans sind die Beziehungen zwischen deutschem und spanischem Faschismus: als Hitler die Sowjetunion überfiel, unterstützte Spanien den Feldzug mit einer Division von Freiwilligen, die wegen ihrer blauen Falange-Hemden unter den deutschen Uniformen die ‚Blaue Division‘ genannt wurde. Im Verlauf von zwei Jahren nahmen ungefähr 45.000 spanische Soldaten an der Belagerung Leningrads teil. Andererseits deportierten die Nazis repu-

blikanische spanische Flüchtlinge von französischen Internierungslagern in deutsche Konzentrationslager, vor allem nach Mauthausen. Diese Fakten sind der Hintergrund einer fiktionalen Geschichte um ein junges Paar, das es wagt die Geschichten ihres Vaters und Großvaters und ihrer ganzen Familien zu verstehen – und letztendlich, wer sie selbst sind.“ (vgl. <http://life.eui.eu/interview-with-verena-boos.html>, zuletzt 17.9.15, Übersetzung C.B.).

Verena Boos hat eine komplexe Familiengeschichte entwickelt, die zu verschiedenen Zeiten und auf mehreren Ebenen spielt. Wir begegnen zunächst Antonio, der während des Spanischen Bürgerkriegs als „Rotspanier“ auf der Seite der Republikaner gekämpft hatte. Mit seiner Frau und dem kleinen Sohn flieht er vor den Franquisten nach Frankreich. Durch einen tragischen Irrtum gerät er, getrennt von seiner Familie, in einen Zug der Nazis, der Gefangene nach Mauthausen transportieren soll. In München kann er erneut fliehen und untertauchen. Antonio verbringt sein weiteres Leben in Deutschland. 1990 trifft er auf die junge Spanierin Maite, die sich während ihres Studiums an der Münchner Universität in Antonios Enkel Carlos verliebt hat. Maite ist die jüngste Tochter von Francisco, einem pensionierten Angehörigen der Guardia Civil. Erst durch Zufall erfährt sie, dass ihr Vater im Zweiten Weltkrieg in der „Blauen Division“ gegen die Sowjetunion gekämpft hat. Sie will mehr darüber wissen und wendet sich an Antonio, der ihr bei den Recherchen hilft und dabei mit seiner eigenen Geschichte konfrontiert wird.

Antonio beginnt, mit Maite über seine Geschichte zu sprechen. „Mit einem befremdend nachlässigen Tonfall, als wäre das alles nicht ihm passiert“, erzählt er ihr von seinen Erlebnissen. Maite erfährt mehr über Antonios Geschichte, mehr als seine gesamte Familie darüber weiß. „Antonio redete wie er noch nie mit jemandem geredet hatte. Er war davongekommen, während andere ins Lager kamen und wenige auch wieder hinaus. Er, als Einzeller, war weder gestorben, noch hatte er überlebt, und mit wem hätte man darüber reden können. ... Jetzt aber tauschte er mit Maite Trauer und Schuldgefühl wie Liebesgaben.“ Antonio braucht noch lange, bis er Maite auch erzählen kann, wie seine Flucht aus Spanien mit der Guardia Civil zusammenhing: Die Guardia Civil hatte am 21. Juni 1939 seinen Vater mitgenommen und ihn und sechs weitere Männer noch in der Nacht nach seiner Festnahme erschossen. Eigentlich wollten sie ihn, Antonio.

Maite weiß wenig über die jüngste Geschichte Spaniens, und auch nichts über die ihres Vaters. Bis vor kurzem sah sie in ihm hauptsächlich einen strengen, reaktionären Uniformträger. Nun erkennt sie mehr: „Die Rückseite war immer da gewesen, schimmerte durch in den Ohrfeigen, in dem Muff von Disziplin und Ehre, die Lieblosigkeit, die kaum verhohlene Gewalt, in der sie groß werden musste. Sie hat ihn nie fragen können, was er wirklich gemacht hat.“ Als sie ihren Vater wiedersieht, mischen sich Wünsche nach der Geborgenheit der Kindheit und Phantasien über sein Verhalten in der Guardia Civil, bei Verhören, Folter, Erschießungen. „Wann war er in Russland und wo, wo war er als Guardia Civil, was waren seine Aufgaben. Was ist mit den Partisanen? Hat er welche erschossen?“ Der Vater verteidigt den spanischen Faschismus. Die Blaue Division habe einen gerechten Krieg gegen den Bolschewismus geführt, einen Kreuzzug der Menschen, die an Gott glauben. „Die Roten waren die Anti-Spanier, das waren doch keine Menschen! Sie waren eine Plage, ein Aussatz!“ Maite bricht daraufhin den Kontakt zu ihrem Vater ab. Sie sieht ihre Eltern erst Jahre später auf ihrer Hochzeit mit Carlos wieder.

2004 fahren Antonio, Margot, Maite und Carlos in das Dorf, in dem Antonios Vater und andere von der Guardia Civil erschossen wurden. Archäologen graben an der Stelle. Während der Arbeiten erfährt Maite, dass ihr Vater gestorben ist. Sie wird nun einen Weg finden, um mit ihrem missratenen Verhältnis umzugehen: „Aus dem Album trenne ich drei Bilder heraus. Ich nehme das Bild aus dem Lazarett an mich,

wo er mit erfrorenen Händen den Teller Orangen hält. Und ich nehme das Bild aus dem Hain von Onkel Luis: die kleine Hand in der großen, ein Vater, stolz und soldatisch, mit einem Lächeln im Gesicht und einem gütigen, geradezu vernarrten Blick auf das Kind an seiner Seite. Es wird Zeiten geben, da ich es aufstellen werde. Und andere, zu denen ich es nicht ertragen kann. Eine andere Lösung gibt es nicht ...“

Dieses Buch muss man sehr aufmerksam lesen. Es gibt Stellen, die sprachlich sehr dicht sind, an denen einem kein Wort entgehen sollte, sonst fehlt ein Baustein für das Verständnis der Geschichte. Beim Lesen entwickelt man bald eine Nähe zu Maite und Antonio, weil man ihren inneren Prozess gut nachvollziehen kann. Die Sprache von Verena Boos ist meist einfach und klar, an manchen Stellen aber auch poetisch, wie etwa in diesem Satz, der sowohl für die Erinnerungsarbeit als auch für die Exhumierung von Gräbern stehen kann: „Geschichte liegt verborgen in Flözen, unter all den Dingen von Danachgelebtem, dem, was Generationen ablagerten, willentlich oder unabsichtlich. Abdrücke auf der frischesten Schicht tilgen die Spuren des Vorvergangenen. Man gräbt sich schließlich Lage um Lage in die Vergangenheit und deckt die Geschichten in der Geschichte auf. Manchmal ist der Grund widerständig, mit verpresster Erde und Gestein, die das Verborgene nicht leichtfertig freigeben.“

Verena Boos: Blutorangen. Berlin: Aufbau Verlag, 2015

Christiane Barabaß

Berlin Jenaer Straße 7: Zwei von sechs Millionen

Ausgangspunkt für das von Rainer Faupel, ehemaliger Richter und späterer Staatssekretär in Brandenburg, verfasste und hier besprochene Buch ist die Frage, ob in seinem aktuellen Wohnhaus in der Jenaer Straße 7 verfolgte Juden gelebt hätten. Seine Recherchen führen zum Schicksal von Albert und Minna Neuburger, einem gut situierten und assimilierten jüdischen Ehepaar in Berlin. Faupel teilt sein Buch in drei große Abteilungen: die berufliche Tätigkeit Albert Neuburgers als Herausgeber, Schriftsteller und Journalist beim Ullstein Verlag, die Stationen der Repression, Verfolgung und Tod in Theresienstadt sowie das Wiedergutmachungs- und Entschädigungsverfahren.

Faupel schildert die Ereignisse mit großer Anschaulichkeit. Die Darstellung wird unterstützt durch einen Quellenteil, der den sehr gut lesbaren Text ergänzt. Der Autor versucht, sich in die Situation der Neuburgers hineinzusetzen und Schlüsse aus dem vorhandenen Material zu ziehen.

Minna und Albert Neuburger sind schon 74 und 65, als sie die Repressionen des NS-Regimes erleiden müssen. Sie werden gezwungen, zu Gunsten Albert Speers Projekt „Die neue Stadt Germania“ ihre Wohnung in Wilmsdorf zu verlassen und eine Wohnung in der Agricolastraße in Berlin-Mitte zu beziehen. Sie verlieren weitgehend den Zugriff auf ihr Vermögen, werden sukzessive enteignet, bis sie ihr letztes Geld abgeben gegen das Versprechen, in Theresienstadt eine lebenslange Versorgung in einem guten Altersheim zu bekommen. Unter katastrophalen hygienischen wie menschlichen Bedingungen versterben dort beide in kurzem Abstand bald nach ihrer Ankunft.

Minnas Bruder stellt 1950 einen Antrag auf ein Wiedergutmachungs- und Entschädigungsverfahren, das sein Sohn nach seinem Tod fortführt. Faupel schildert den Antragsteller als versierten Juristen, bestens geeignet, diese Ansprüche durchzusetzen. Er ist selbst „Volljude“, wurde 1933 aus seinem Amt vertrieben und zur Zwangsarbeit gezwungen. Nach dem Krieg wurde er in Bayern als Jurist im Bereich der Wiedergutmachungsverfahren eingesetzt. Nach einer kurzen Phase des Verständnisses kurz nach Kriegsende gestaltet sich die Durchsetzung der Ansprüche mehr als schwierig. Der

Prozessvorgang ist zäh, das Gerichtstempo langsam. Das Verfahren ist gekennzeichnet durch Forderungen nach immer detaillierteren Belegen und Nachweisen, die oft nur noch begrenzt vorhanden sind. Außerdem erschwert eine mehrfache Zuständigkeit von Besatzungs-, Landes- und Bundesrecht die Rechtsprechung. Letztlich stehen auch Fiskalinteressen im Vordergrund.

Im zweiten Wiedergutmachungsverfahren scheint sich 1954 allmählich „eine wiedergutmachungsfreundlichere Haltung“ durchzusetzen. Aber erst 1967 ist der Prozess abgeschlossen. Das Ergebnis ist weit von einer Wiedergutmachung entfernt. Erstattet wurde lediglich ein Schadenersatz, soweit nachweisbar. Die Patente von Albert Neuburger, Schmuck und Lebensversicherungen u.ä. werden nicht berücksichtigt. Faupel beschreibt das Verfahren als einen entwürdigenden Weg, der nur zum Teil zu einem befriedigenden Ergebnis geführt hat – und an dem letztlich auch erst der Neffe von Minna und Albert Neuburger Anteil gehabt hat.

Rainer Faupel: Berlin Jenaer Straße 7: Zwei von sechs Millionen. Berlin: Metropol, 2013

Rosa Rahner

Resistenza – zentrales Ereignis der italienischen Geschichte

Ein zentrales historisches Narrativ der italienischen Gesellschaft ist der bewaffnete Widerstand in Mittel- und Norditalien gegen die deutsche Okkupation, die „Resistenza“ von 1943–1945. Der Italienspezialist Gerhard Feldbauer hat in der „Reihe Basiswissen“ eine kurze Geschichte dieser Periode vorgelegt, die jedoch weit über den kurzen Zeitraum hinausreicht und die Voraussetzungen und Wirkungen ebenfalls beleuchtet.

In der gebotenen Kürze skizziert der Autor die Entstehung der faschistischen Herrschaft in Italien, die Übertragung der Macht an Benito Mussolini, den „Marsch auf Rom“ der faschistischen „Schwarzhemden“ und die Absprachen mit zentralen Kräften in Politik, Wirtschaft und Kirche. Die Reaktion der politischen Gegner auf die Etablierung des gewalttätigen Regimes und die Debatten innerhalb der Organisationen der Arbeiterbewegung werden ebenfalls nachgezeichnet.

Als politische Besonderheit war bereits zu vermerken, dass es – anders als später in Deutschland – zur Formulierung einer antifaschistischen Einheitsfront auch mit linksbürgerlichen Kräften kam, die sich im Oktober 1941 zu einem „Antikriegskomitee“ weiterentwickelte. Auf dieser Basis gelang es im September 1943, selbst die neu gegründete Democrazia Cristiana (DC) in das Nationale Befreiungskomitee (CLN) zu integrieren.

Wichtig für das Verständnis des antifaschistischen Kampfes in Italien bis zum Sommer 1943 waren auch die Streikaktionen insbesondere in den Rüstungsbetrieben, die einen sozialen und einen politischen Charakter besaßen. Vor dem Hintergrund der wachsenden Kriegsmüdigkeit und der sich ausweitenden antifaschistischen Bewegung, verbunden mit der militärischen Niederlage der italienischen Truppen in Nordafrika und der Landung der alliierten Truppen in Sizilien, kam es im Juli 1943 zum Sturz Mussolinis und zur Einsetzung der Regierung unter Marschall Pietro Badoglio. Diese nahm Kontakt zu den Alliierten auf und erklärte später dem faschistischen Deutschland den Krieg.

Als Reaktion auf den Verlust des engsten Verbündeten ließ das faschistische Deutschland Mussolini in einem Kommandounternehmen befreien, besetzten deutsche Truppen Nord- und Mittelitalien und errichteten – mit Mussolini als Marionetten-Regierung – die „Republik von Salò“.

Aufgrund dieser neuen Situation entstanden auch für die antifaschistischen Kräfte völlig neue Bedingungen. Der Charakter des Kampfes wechselte vom Widerstand

Neuzugänge

Insa Eschebach (Hg.): Das Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück. Neue Beiträge zur Geschichte und Nachgeschichte (Forschungsbeiträge und Materialien der Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten, Bd. 12). Berlin: Metropol, 2014

Elke Gryglewski, Verena Haug, Gottfried Köbler, Thomas Lutz, Christa Schikorra (Hg.): Gedenkstättenpädagogik. Kontext, Theorie und Praxis der Bildungsarbeit zu NS-Verbrechen. Berlin: Metropol, 2015

KZ-Gedenkstätte Neuengamme (Hg.): Gedenkstätten und Geschichtspolitik (Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland, Bd. 16). Bremen: Edition Temmen, 2015

Spuren der Vergangenheit. Zum Gedenken an den 27. Oktober 1944, die Deportation von 206 ungarischen Jüdinnen aus der Munitionsfabrik Hirschhagen in das Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau. Kassel, 2014

Veronika Springmann (Hg.): Eva Mändl Roubickova: Langsam gewöhnen wir uns an das Ghettoleben. Ein Tagebuch aus Theresienstadt. Hamburg: Konkret Literatur Verlag, 2007

Philipp Meinhold: Erben der Erinnerung. Ein Familienausflug nach Auschwitz. Berlin: Verbrecher Verlag, 2015

Anne Frank Zentrum (Hg.): Nicht in die Schultüte gelegt. Schicksale jüdischer Kinder 1933–1942 in Berlin. Ein Lernmaterial zu historischem Lernen und Kinderrechten. Pädagogische Handreichung, Aufgabenkarteikarten, Karteikarten mit Biografien. Berlin: Metropol Verlag, 2014

Unites States Holocaust Memorial Council (Hg.): The power of Nazi propaganda. State of deception. Washington, D.C., 2015

Heinz Rein: Finale Berlin. Roman. Mit einem Nachwort von Fritz J. Raddatz. Frankfurt: Schöffling & Co., 2015

Wolfgang Form, Theo Schiller, Lothar Seitz: NS-Justiz in Hessen. Verfolgung – Kontinuitäten – Erbe. Marburg; Historische Kommission für Hessen, 2015.

Buchbesprechungen

gegen die eigene faschistische Herrschaft zu einer nationalen Befreiungsbewegung gegen eine fremde Okkupation. Im Aufruf vom 1. Oktober 1943 hieß es: „Heute gibt es für die Italiener nur noch eine Front: Gegen die Deutschen und die fünfte faschistische Kolonne.“

Zur Entwicklung des Widerstandes als Massenphänomen trug auch das brutale Vorgehen der deutschen Wehrmachts- und SS-Einheiten bei, die in den besetzten Gebieten zahlreiche Kriegsverbrechen und Massaker an Zivilisten und Partisanen begingen.

Feldbauer verliert sich in seiner Überblicksdarstellung nicht in der Aufzählung der zahllosen erfolgreichen militärischen Aktionen der „Gruppi di Azione Patriottica“ (GAP), sondern skizziert politische Hauptlinien und wichtige strategische Optionen („Wende von Salerno“ und Gramscis „blocco storico“) für antifaschistisches Handeln. So erklärte die italienische KP im Rahmen dieses Kampfes „heute nicht für eine Diktatur des Proletariats zu kämpfen, sondern für eine progressive Demokratie“.

Zu den großen Ereignissen im nationalen Selbstverständnis gehört der 25. April 1945, der Aufstand zur Befreiung Mailands und Norditaliens, bevor die alliierten Streitkräfte das Territorium erreichten. Die Partisaneneinheiten leisteten mit ihrer militärischen Offensive einen wichtigen Beitrag zum Sieg der Anti-Hitler-Koalition, der auch von den alliierten Kommandeuren anerkannt werden musste. Gleichzeitig hatten die Westalliierten keinerlei Interesse an einer sozialpolitischen Veränderung und betrachteten alle Bestrebungen einer volkdemokratischen Entwicklung als Bedrohung, so dass sie nach der Besetzung die sofortige Entwaffnung der Partisanen forderten.

In den Abschlusskapiteln wird Feldbauers kritische Einschätzung auch gegenüber der KP-Politik deutlich. Er spricht von einer „revolutionären Situation“, die jedoch nicht angemessen ausgenutzt worden sei, und kritisiert das „beschämende Schweigen“ und weitere „Versäumnisse der IKP-Führung“.

Am Schluss dieses Überblickswerkes findet sich eine kurze Bilanz: „Was erreicht wurde“. Hier nennt er das erfolgreiche Referendum für die republikanische Staatsform und den breiten Konsens über eine antifaschistische Verfassung, die nicht nur grundlegende Freiheiten des Volkes fixiert, sondern auch weitergehende sozialpolitische Rechte (Recht auf Arbeit, angemessene Entlohnung etc.) enthält.

Feldbauer leistet mit dieser Veröffentlichung einen wichtigen Beitrag gegen alle Versuche, die Resistenza „als wichtigste Wurzel der Italienischen Republik aus den Seiten der Geschichte zu löschen“.

Gerhard Feldbauer: Die Resistenza. Italien im II. Weltkrieg. Köln: PapyRossa, 2014

Ulrich Schneider

Reflexionen über die Erinnerungspolitik

Die zunächst von ehrenamtlichen Akteuren gegen massive Widerstände erkämpfte deutsche Gedenkstättenlandschaft hat sich in den letzten 20 Jahren unbestreitbar professionalisiert und

weiterentwickelt. In ihrer Gesamtheit steht sie keineswegs in Frage. Durch die Gedenkstättenkonzeption des Bundes und weitere Förderungen gelang es, die Arbeit an den Gedenkortorten zu verstetigen und nachhaltig zu sichern. Die Arbeit der Gedenkstätten ist politisch und gesellschaftlich weitgehend unumstritten und akzeptiert. In den letzten Jahren wird jedoch verstärkt auch von einer „Instrumentalisierung des Gedenkens“ (Morsch), oder auch dem „neuen Unbehagen an der Erinnerungskultur“ (Assmann) gesprochen. Neben der von politischer Seite mittlerweile ritualisierten und medial inszenierten Erinnerungskultur, die seitens der Gedenkstättenlandschaft mehr und mehr kritisch beäugt wird, tragen auch umstrittene geschichtspolitische Initiativen wie z.B. die Einführung des 23. August als „Europäischer Gedenktag für die Opfer von Stalinismus und Nationalsozialismus“ dazu bei, dass die Gedenkstätten ihre Funktion hinterfragen und darüber nachdenken, ob ihr einstmalig vorhandenes gesellschaftskritisches Potenzial mittlerweile versiegt sei.

Im Frühsommer 2013 beschäftigte sich eine Tagung in der Gedenkstätte Ravensbrück aus verschiedenen Perspektiven mit diesen und verwandten Fragen. Die dort gehaltenen Beiträge bilden die Grundlage für diesen Sammelband, der von der Gedenkstätte KZ Neuengamme herausgegeben wird.

Thomas Lutz skizziert in seinem Eingangsbeitrag die Rückwirkung internationaler Debatten auf die Entwicklung der Gedenkstättenlandschaft in Deutschland und weist schlüssig nach, „dass die Aufgaben, die von außen an die Gedenkstätten herangetragen werden, kontinuierlich zunehmen“. Im Anschluss stellt Cornelia Siebeck die These auf, dass durch Richard von Weizsäckers Rede von 1985 und die 1990 erfolgte Wiedervereinigung ein grundlegender Wandel hin zur staatlich institutionalisierten Gedenkstättenlandschaft stattgefunden habe, deren zivilgesellschaftliche Basis zunehmend erodiere.

Im darauffolgenden Abschnitt des Bandes vertiefen drei Beiträge Teilaspekte dieses Wandels. Während sich Fabian Schwanzar in seinen Ausführungen auf die Anfänge der Gedenkstättenbewegung in den 1970er und 1980er Jahren konzentriert, befasst sich Carola S. Rudnick mit der Arbeit der beiden Enquete-Kommissionen des Bundestages in den 1990er Jahren und der daraus resultierenden gesamtdeutschen Gedenkstättenkonzeption. Caroline Pearce greift speziell die Folgen der Wiedervereinigung für die Gedenkstättenlandschaft und die spezielle Situation der Gedenkortorte mit doppelter Vergangenheit heraus und plädiert für eine Erinnerung an beide Diktaturen gleichermaßen, wobei sie zwischen deutschem und europäischem Geschichtsverständnis treffend unterscheidet. Hierzu nimmt Detlev Garbe pointiert eine andere Perspektive ein und belegt anhand mehrerer parlamentarischer Initiativen eine zunehmende Gleichgewichtung beider Diktaturen im politischen Diskurs.

Aus der pädagogischen Praxis beleuchtet Verena Haug Konstruktion und Funktion des vermeintlich „authentischen Ortes“ in der Gedenkstättenpädagogik und stellt die grundlegende Frage, ob eine „Infragestellung dessen, was mit ‚Authentizität‘ gemeint ist, nicht eine Infragestellung dieser Pädagogik selbst [sei]?“.

Am Beispiel der Initiative für eine Gedenktafel für lesbische KZ-Häftlinge in der Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück zeigt Corinna Tomberger abschließend das zuweilen intransparente geschichtspolitische Handeln der Gedenkstätten selbst auf und fordert von diesen verstärkte Bemühungen zur Reflexion der eigenen Praxis ein.

Der an die Hauptbeiträge anschließende Dokumentationsteil des Bandes besticht zunächst

durch die umfassende Erörterung der Frage, ob ein Angehöriger der Bundeswehr als pädagogischer Mitarbeiter in einer KZ-Gedenkstätte beschäftigt werden sollte oder nicht. Detlev Garbe und Oliver von Wrochem sowie den weiteren Beteiligten gebührt großer Dank für die Bereitstellung und Einordnung von 25 Textquellen, die den über Jahre ausgetragenen Konflikt in der Gedenkstätte Neuengamme über die Frage nachzeichnen, und dem Leser ein umfassendes Bild über die verschiedenen Positionen und die dahinter liegenden Kernfragen verschaffen. Der Quellenfundus kann zahlreichen Gedenkstätten zur Selbstverortung im Spannungsfeld zwischen pädagogischen Grundsätzen und Interessen von Verbänden und Politik sowie zur Reflexion ihrer eigenen Personalgewinnung dienen. Im Anschluss daran zieht Simone Erpel ein Fazit zum Berliner Themenjahr „Zerstörte Vielfalt“ im Jahr 2013. Diverse Meldungen, Rezensionen und Literaturhinweise runden den Band ab.

Insgesamt bietet der Sammelband weit mehr als einen Überblick über aktuelle Kontroversen und Tendenzen in der geschichtspolitischen Debatte. Die Einzelbeiträge werfen beim Leser Fragen auf und befördern somit auf solider Basis eine eigenständige Urteilsbildung. Die umfassend aufbereitete Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der Gedenkstättenlandschaft mag einem „alten Hasen“ vermeintlich redundant erscheinen, ist dem gedenkstättenpädagogischen Nachwuchs jedoch eine unverzichtbare Hilfe zum Verständnis. Es ist zu wünschen, dass die Thematik von der Fachwelt in den kommenden Jahren erneut aufgegriffen wird, um die geschichtspolitische Dimension des mehrfach skizzierten Wandels der Erinnerungskultur weiterhin kritisch zu begleiten.

KZ-Gedenkstätte Neuengamme (Hg.): Gedenkstätten und Geschichtspolitik. Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland, Bd. 16. Bremen: Edition Temmen, 2015

Fabian Müller

Licht und Schatten

Lange Zeit war der Widerstand von Frauen ein eher vernachlässigtes Kapitel. Frauke Geyken hat nun hierzu ein neues Buch bei C.H. Beck vorgelegt. Dabei stellt Geyken die von ihr porträtierten Frauen nicht in Aufsatzform als einzelne Biografien nebeneinander, sondern verschränkt sie in einzelnen Lebensphasen und zeichnet damit ein soziales Panorama von Frauen, die mit dem deutschen Widerstand in Beziehung standen. Dass der Rezensent hier etwas verklausuliert formulieren muss und nicht von „Widerstandskämpferinnen“ schreiben kann, liegt an der ungewöhnlichen Auswahl der Biografien in diesem Werk. Neben Frauen, die sich aktiv am Widerstand beteiligten, wie Antje Hasenclever, Cato Bontjes van Beek und Sophie Scholl, oder Frauen, die den Widerstand ihrer Männer unterstützen, wie Annedore Leber und Rosemarie Reichwein, werden auch zwei Frauen vorgestellt, „die aus Widerstandsfamilien stammen, ohne selbst informiert oder beteiligt gewesen zu sein“ (S. 11): Inge Aicher-Scholl und Marie Louise Scheliha.

Insgesamt orientiert sich Frauke Geykens Auswahl der porträtierten Frauen weitgehend an bekannten Personen – mit der Ausnahme von Antje Hasenclever, der ersten Frau von Robert Havemann. Sie war Mitglied der oft vergessenen Widerstandsgruppe „Europäische Union“. Die vorgestellten Frauen gehören eher einem gehobeneren bürgerlichen, akademischen oder

künstlerischen Milieu an. Sie waren im wesentlichen Teil oder im Umfeld des Kreisauer Kreises, der Weißen Rose oder des 20. Juli 1944 aktiv. So gelingt es Geyken eine vergleichsweise dichte und gut lesbare Beschreibung dieses Widerstandsmilieus (zuweilen aber auch mehr der Aktivitäten der widerständigen Männer), von Handlungsspielräumen und den Auswirkungen der Widerstandsarbeit und der Repression zu zeichnen. Lobend ist auch zu erwähnen, dass Geyken sich der Nachgeschichte des Widerstandes und dem Einsatz der überlebenden Frauen für das Gedenken an den Widerstand und seine Ehrung widmet.

Dennoch hinterlässt das Buch eine Reihe von Fragen. Ist es sinnvoll, auch nicht-wissende Opfer als Teil des Widerstandes zu verstehen? Auch wenn es Frauke Geyken auf diese Weise gelingt, unterschiedliche Strategien und familiäre Einbindungen in den Widerstand aufzuzeigen, also verschiedene weibliche Lebenswelten im genannten Widerstandsmilieu sichtbar zu machen, bleibt dies aus definitorischer Perspektive unbefriedigend. Unbefriedigend bleibt auch die Auswahl der Biografien: Wäre es nicht notwendig gewesen, die so genannten „kleinen“, „normalen“ Widerständlerinnen in den Blick zu nehmen? Immerhin bildeten sie zahlenmäßig wohl den bedeutenderen Teil des Widerstands von Frauen (und v.a. auch des Rettungswiderstandes). Diese stehen – wenn man den Buchtitel aufgreift – leider weiterhin im Abseits. Und dabei lässt sich hier eine Vielzahl an möglichen, wenig bekannten oder wieder vergessenen Biografien entdecken, die biografische Forschungen und eine öffentliche Würdigung verdienen würden.

Frauke Geyken: Wir standen nicht abseits. Frauen im Widerstand gegen Hitler. München: C.H. Beck, 2014

Thomas Altmeyer

Kindersoldaten

„Es sind Kinder. Sie werden einen Ausflug machen.“

Mit 15 Jahren hat man meist noch Träume und Wünsche, Ideale und Ziele. Was von all dem bleibt einem 15-jährigen Gymnasiasten, der mit seinen Klassenkameraden kurz vor Kriegsende nach einer kurzen Ausbildung nach Auschwitz geschickt wird, um KZ-Häftlinge beim Bau von Wällen zu beaufsichtigen? Der hautnah die unmenschliche Behandlung der Gefangenen und ihren schrecklichen körperlichen Zustand erlebt? Der die Angst und den Horror als Flakhelfer erlebt? Der erlebt, wie Kameraden neben ihm sterben? Der unmittelbar vor der Ankunft der Roten Armee in Auschwitz-Birkenau war, an Massengräbern derer vorbeikommt, die nicht mehr imstande waren, sich auf den Todesmarsch ins KZ Groß-Rosen zu begeben? Welche Träume und Wünsche, Ideale und Ziele hat man dann noch?

Diese Fragen stellten sich Thomas Gnielka, 1928 geboren, als er nach seiner Flucht von der Front wieder in Berlin ankam. Dass dieser junge Mann traumatisiert war, kann jeder, der sich mit der Geschichte des Zweiten Weltkriegs und den Konzentrationslagern beschäftigt hat, nachvollziehen. Doch wie verarbeitet man das? Eine Möglichkeit ist, sich alles von der Seele zu schreiben. Das tat Thomas Gnielka.

Er machte eine Ausbildung zum Journalisten und arbeitete anschließend bei verschiedenen Zeitungen, u.a. 1956 beim Wiesbadener Kurier und danach bei der Frankfurter Rundschau, bevor er sich 1960 bis zu seinem frühen Tod

1965 als freiberuflicher investigativer Journalist betätigte. Schon früh fing er an, alles ihm zur Verfügung stehende Material über Auschwitz und das Dritte Reich zu sammeln und darüber zu berichten. Eine Artikelserie über Alt-Nazis in der Wiedergutmachungsbehörde in Wiesbaden 1959 führte dazu, dass sich der jüdische Rentner Emil Vulkan mit ihm in Verbindung setzte und ihm Beweismaterial aus dem Breslauer SS- und Polizei-Gericht mit Namen von SS-Tätern zur Verfügung stellte. Darunter waren Erschießungslisten, die Gnielka dem hessischen Generalstaatsanwalt Fritz Bauer in Frankfurt übermittelte. Sie wurden zur Grundlage für den Frankfurter Auschwitz-Prozess.

Bereits 1952 stellte Thomas Gnielka sein Romanfragment „Geschichte einer Klasse“ in der „Gruppe 47“ vor, einem literarischen Diskussions- und Kommunikationsforum, das sich die Aufklärung und Erziehung zur Demokratie der Deutschen nach dem Ende der Nazi-Diktatur zum Ziel gesetzt hatte. Die Sprache des Thomas Gnielka wirkt auf den ersten Blick distanziert, fast barsch in der Wortwahl und den oft kurzen und knappen Sätzen, die wie ein Stakkato auf den Leser niederprasseln. Der Stil erinnert fast schmerzhaft an die Sprache dieser Zeit. Doch wer zwischen den Zeilen lesen kann, erahnt das nicht beschreibbare oder beschriebene werden wollende, verspürt die Distanz, die nicht überbrückt werden kann, ohne dass das Grauen des Erlebten wieder an die Oberfläche kommt. Es hat den Anschein, als ob die Sprache als Schutzschirm dient – und als Spiegel. Sehr eindrücklich kommt dies u.a. in folgender Passage zum Ausdruck (S. 24f.): „Es sind Kinder. Sie werden einen Ausflug machen“, sage ich. [...] Die Menschenkolonne ist näher gekommen. Sie haben kahle Köpfe und gehen alle im gleichen Schritt. Es klappert, wenn sie die Füße aufsetzen. Sie gehen langsam. [...] Ich merke erst jetzt, dass es Frauen sind. Sie marschieren direkt an uns vorbei. Dreihundert mögen es sein. Sie haben gestreifte Kittel an und Holzschuhe an den Füßen.“ Der ehemalige Gymnasiast ist in Auschwitz-Birkenau angekommen.

Es ist ein nachdenklich machendes Buch, bisweilen verstörend wegen seiner kompromiss- und schnörkellosen Sprache. Es setzt aber auch Wissen voraus, das zum Teil durch die Dokumentation von Artikeln und Berichten zum Auschwitz-Prozess in Frankfurt von Thomas Gnielka ergänzt wird. Diese Dokumentation beleuchtet noch einmal die herausragende Rolle, die Gnielka als investigativer Journalist, Aufklärer und Menschenrechtler einnahm. Sie beschreiben die Vorgeschichte des Prozesses und die „Henker“ des Vernichtungslagers, die bis dahin als „brave Biedermänner“ unter uns gelebt hatten. Ein Interview mit Thomas Gnielka aus dem Jahr 1963, damals schon todkrank, und ein Reisebericht nach Polen, in dem er von Überlebenden erzählt, ergänzen das Bild des unermüdeten Kämpfers für Gerechtigkeit. Abschließend erzählt Claudia Michels, die 2014 verstorbene Journalistin der Frankfurter Rundschau, 40 Jahre nach dem Ende des Auschwitz-Prozesses, noch einmal die Geschichte des Thomas Gnielka, und der Historiker Norbert Frei zeigt in seinem Aufsatz, wie nicht nur die Nachkriegsgesellschaft in Deutschland mit NS-Verbrechern umging – das Ergebnis ist bekannterweise niederschmetternd.

Es ist der jüngsten Tochter von Thomas Gnielka, Kerstin Gnielka, 1962 in Wiesbaden geboren, und dem Historiker Werner Renz vom Fritz Bauer Institut in Frankfurt, zu verdanken, dass die tragende Rolle des Thomas Gnielka im Frankfurter Auschwitz-Prozess, die auch 2013, 50 Jahre nach Beginn des Prozesses, durch den Spielfilm „Im Labyrinth des Schweigens“ einem breiteren Publikum bekannt geworden

ist, hoffentlich unvergessen bleibt. Diese beeindruckende Geschichte eines Lebens möge uns auch immer daran erinnern, dass die Zeit des Nationalsozialismus zwar der Geschichte angehört, wir aber nach wie vor die Verpflichtung haben, an die Schrecken dieser zwölf Jahre nicht nur zu erinnern, sondern uns auch gegen die ewig Gestrigen heute zur Wehr zu setzen – Thomas Gnielka hat es vorgelebt.

Thomas Gnielka „Als Kindersoldat in Auschwitz: Die Geschichte einer Klasse“, Romanfragment von Thomas Gnielka. Mit einer Dokumentation. Herausgegeben von Kerstin Gnielka und Werner Renz; Hamburg. CEP Europäische Verlagsanstalt, 2014

Monika Hölcher

Die Soziologie der Tötungsorganisationen

Während sozial- und kulturwissenschaftliche Zugänge in der NS-Forschung längst fest verankert sind, tut sich die Soziologie als akademische Einzeldisziplin nach wie vor schwer mit der Erforschung der Geschichte und Nachgeschichte des Nationalsozialismus. In jüngster Zeit hat sich allerdings eine rege Diskussion über die Ursachen und Folgen dieses Desiderats entsponnen, die fachintern durchaus für Aufsehen sorgen konnte. Zudem ist eine Zunahme thematisch einschlägiger Publikationen zu verzeichnen, wie auch der von Stefan Kühl und Alexander Gruber herausgegebene Sammelband „Soziologische Analysen des Holocaust. Jenseits der Debatte über ‚ganz normale Männer‘ und ‚ganz normale Deutsche‘“. Neben einer Monografie von Kühl ist dies ein Resultat eines mehrjährigen Lehrforschungsprojekts an der Universität Bielefeld sowie der Versuch, das Normalisierungspostulat forschungspraktisch umzusetzen.

Ausgangs- und Referenzpunkt der acht Beiträge sind die Forschungen Christopher Brownings und Daniel Goldhagens zum Reserve-Polizeibataillon 101 (RPB 101). Deren Erklärungsversuche für die Beteiligung der Hamburger Polizisten an der Deportation und Ermordung zehntausender Jüdinnen und Juden im besetzten Polen sollen einer soziologischen Neu-Interpretation unterzogen werden. Dafür schlagen die Herausgeber im einleitenden Beitrag die systemtheoretische Organisationssoziologie als geeignetes Instrument vor. Der Blickwinkel der Forschung wird so neu ausgerichtet: Erst wenn die in der Forschung bislang in Form bloßer Aufzählungen kursierenden Gründe für die Taten der Polizisten – etwa Rassismus, kriegsbedingte Brutalisierung, routinisierte Arbeitsteilung, Autoritätshörigkeit oder Gruppendruck – in systematischer Weise organisationssoziologisch verklammert würden, so Gruber und Kühl, könnte ihre jeweilige Bedeutung spezifiziert und der Gegensatz strukturalistischer und voluntaristischer Erklärungen überwunden werden. Wichtig hierfür ist die sogenannte „Generalisierung von Verhaltenserwartungen in Organisationen“: Damit ist gemeint, dass Organisationen die Erwartungen an ihre Mitglieder als Normen etablieren und die Mitgliedschaft an deren Befolgung binden. Damit bilden sie Mitgliedsrollen heraus, die

Buchbesprechungen

diese Normtreue von den je individuellen Handlungsmotiven entkoppeln. Außerdem sind den Mitgliedern bei ihrem Eintritt in die Organisation nie alle Aufgaben bekannt, die ihnen zukünftig übertragen werden, vielmehr haben sie eine „Indifferenzzone“, innerhalb derer Anweisungen unterschiedlichen Inhalts akzeptiert werden. Die Frage ist nun, wie es Tötungsorganisationen wie dem genannten Reservepolizeibataillon gelang, die Beteiligung am Massenmord als Verhaltenserwartung zu generalisieren und die Indifferenzzone so auszuweiten, dass Mordbefehle von den Mitgliedern befolgt wurden.

Die sieben Einzelstudien sind Versuche, darauf am Beispiel konkreter Taten des RBP 101 (und teilweise weiterer Polizeieinheiten) Antworten zu finden und den Mehrwert soziologischer Analysen unter Beweis zu stellen. So reformuliert, beispielsweise, Alexander Gruber in seinem Beitrag die vieldiskutierte Frage nach Freiwilligkeit, Zwang und Verweigerungsmöglichkeiten bei den Massenmorden als interaktionstheoretisches Problem: Dabei geht er davon aus, dass die Tötungsaufträge nicht von vornherein Teil der Indifferenzzone der Polizisten gewesen waren, sondern einige Vorgesetzte mit gezielten Appellen einen „freiwilligen Zwang“ schufen. Dadurch konnten sie viel effektiver als durch bloßen Befehl die Beteiligung an den Tötungsentscheidungen sicherstellen. Dafür gab es einige Taktiken. So distanzieren sich, beispielsweise, die Kommandeure selbst von den Aufträgen und verweisen auf ihre eigene Befehlsgebundenheit, um sich die Unterstützung ihrer Untergebenen zu sichern und zwischen diesen eine gegenseitige Beteiligungserwartung zu etablieren. Andere Vorgesetzte begründeten die Morde durch lokale Partisanenaktivitäten oder das Leiden der deutschen Zivilbevölkerung durch gegnerische Luftangriffe – eine eher ungewöhnliche Strategie „sachlicher Legitimierung“. Schließlich wurden durch die Appelle informale Sanktionsmechanismen innerhalb der Polizeieinheiten in Gang gesetzt, die diejenigen trafen, die ihre Teilnahme verweigerten. Offiziell hingegen blieben solche Weigerungen in aller Regel unsanktioniert.

Den Anspruch, geschichtswissenschaftliche oder sozialpsychologische Argumente soziologisch zu reformulieren, können die AutorInnen zumeist einlösen – mit wenigen Ausnahmen schaffen sie es auch, sich allzu langer (und für Laien unzugänglicher) systemtheoretischer Herleitungen zu enthalten. Die Überbetonung dieses Anliegens hinterlässt allerdings an einigen Stellen den Eindruck, es ginge auch darum, das Potential der Soziologie zu demonstrieren. Hier wären mehr Zurückhaltung und soziologische Selbstreflexion gefragt gewesen, um die Reichweite des Ansatzes auszuloten. Die soziologischen Analysen des Holocaust sind zunächst vielmehr Analysen spezifischer Situationen innerhalb des RPB 101. Zwar ist richtig, dass bis zur Endphase des NS die allermeisten Verbrechen im Rahmen von Organisationen stattgefunden haben; ob die untersuchten Polizeieinheiten aber ohne Weiteres etwa mit der SS oder der Wehrmacht vergleichbar sind, bedürfte genauerer Untersuchungen. Überhaupt: Organisationen mögen ein notwendiges Instrument für die NS-Verbrechen gewesen sein; bezogen auf das „Wie“ des Holocaust liefern die Studien daher auch wichtige Einzeleinsichten. Zugleich

wird die Frage des „Warum“, und dies ist die problematische Folge des Normalisierungspostulats, aber systematisch aus der Betrachtung ausgeklammert. Denn erst hier wird deutlich, dass der Holocaust kein Gegenstand wie jeder andere ist; darüber darf keine noch so theoretisch kohärente Beschreibung der Morde hinwegtäuschen.

Alexander Gruber, Stefan Kühl (Hg.): Soziologische Analysen des Holocaust. Jenseits der Debatte über „ganz normale Männer“ und „ganz normale Deutsche“. Wiesbaden: Springer VS, 2015

Michael Becker

Braune Herrschaft im roten Berlin

Wer sich mit der Geschichte des Dritten Reiches beschäftigt, wird zweifellos eine hervorgehobene Bedeutung der Stadt Berlin für das nationalsozialistische Herrschaftskonstrukt feststellen können. Berlin war Reichshauptstadt und damit Sitz der NS-Ministerien, zentraler Kultur- und Medienort sowie Industrie- und Rüstungsschmiede des Reiches. Umso erstaunlicher, dass die Geschichte der Stadt und ihrer gesellschaftlichen Entwicklung während der nationalsozialistischen Herrschaft in der Forschung selten thematisiert worden ist. In diese Lücke stößt der Sammelband „Berlin 1933–1945“, welcher 2013 anlässlich der Landesausstellung „Zerstörte Vielfalt. Berlin im Nationalsozialismus“ angefertigt wurde. An welchen Punkten der Metropole fanden die Nationalsozialisten erste Unterstützer? Wie eroberten sie anschließend die Macht im „Roten Berlin“ und welche Mechanismen sicherten ab 1933 die NS-Herrschaft in der Stadt? Wie reagierten die Berliner auf Terror und Verfolgung? Blieb Raum für widerständiges Verhalten und wurde er genutzt? Welche Folgen hatten totaler Krieg und alliierte Bombenangriffe? Diesen Fragen widmet sich der Sammelband, der in die sieben Themenbereiche „Machtübernahme“, „Herrschaft und Verwaltung“, „Wirtschaft“, „Gesellschaft“, „Kultur“, „Terror und Verfolgung“ und „Krieg“ untergliedert und somit thematisch strukturiert ist. In 23 Artikeln wird also ein breites Spektrum Berliner Stadtgeschichte während der NS-Zeit untersucht.

Dabei beschränkt „Berlin 1933–1945“ sich nicht nur auf die politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Schaltzentralen, sondern erzählt auch kleine Geschichten vom Leid, Opportunismus oder Mut Einzelner. Immer wieder wird der Vergleich gesucht und die Frage in den Mittelpunkt gerückt, ob und wie sich die Berliner Entwicklung von der in anderen deutschen Großstädten unterschieden hat. Es zeigt sich: Berliner Stadtpolitik war meist untrennbar mit der Reichspolitik verbunden. In Berlin ließen sich lokale und zentrale Dimensionen nicht trennen, die dreifache Überlagerung von Stadt-, Landes- und Reichsinstanzen war dabei singulär. Die Ansammlung von Reichsministerien und politischer Elite bedeutete stetiges Kompetenzgerangel zwischen staatlichen Institutionen, Parteiapparat und städtischer Verwaltung. Sukzessiv verlagerten sich Machtstrukturen in Richtung der zentralen Instanzen des NS-Systems. Die Beiträge von Bjoern Weigel über die Berliner Kulturpolitik oder von Stefan Hördler über den Polizeiapparat in der Stadt belegen dies. Raum für lokale Initiativen bot sich der Stadtverwaltung aber auch dann noch. So finden sich in den Artikeln diverse Beispiele von Repressionsmaßnahmen, die weit über bestehende Rechtsgrundlagen hinausgingen oder in Berlin schon vor Einführung reichsweiter Bestimmungen von den städtischen Entschei-

dungsträgern erdacht und umgesetzt wurden. Dies kann etwa im Umgang mit sogenannten „Asozialen“ beobachtet werden, den Elisabeth Weber untersucht.

Der politische Druck auf jene, welche außerhalb der „Volksgemeinschaft“ standen, war in Berlin dabei größer als in anderen Reichsteilen. So waren Juden laut Wolf Gruner weitaus unmittelbarer Terror und Verfolgung ausgesetzt als in anderen Städten. Die Pogromnacht wütete in Berlin mit äußerster Brutalität. Gerade in der „Arbeiterhochburg“ Berlin war der nationalsozialistische Unterdrückungsapparat also unübersehbar. Obwohl traditionell regimekritisch eingestellt, habe ein Großteil der Berliner dennoch keinen aktiven Widerstand geleistet, so konstatiert Johannes Tuchel. Hier unterschied sich Berlin dementsprechend nicht von anderen deutschen Städten. Dies heißt seiner Meinung nach jedoch keinesfalls, dass die oft verwandte Charakterisierung Berlins als „Hauptstadt des Widerstand“ zuzutreffend ist. Wie Tuchel ausführt, habe es nirgendwo in Deutschland eine größere Bereitschaft gegeben, die Möglichkeiten einer Großstadt zur Rettung der jüdischen Bevölkerungsteile auch auszunutzen. Die vielfältigen Hilfen, welche sich nicht nur auf jüdische Mitbürger beschränkten, sondern auch Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern das Leben gerettet hätten, haben Berlin in gewisser Weise gegenüber anderen Reichsteilen hervor und zeigen laut Tuchel, dass es durchaus Handlungsspielräume, Widerstandsmöglichkeiten und Alternativen zu Hitler gegeben hätte.

Abschließend kann konstatiert werden, dass der Sammelband überaus interessante Einblicke in die Entwicklung der Stadt Berlin während der NS-Zeit gibt und einen ersten Schritt auf dem Weg hin zur Behebung eines bestehenden Forschungsdesiderats darstellt. Positiv hervorzuheben ist, dass die Aufsätze größtenteils einem ähnlichen Aufbau folgen und jeweils mit einem knappen Resümee enden. So verliert der Leser trotz der Unterschiedlichkeit der Themen nicht den Überblick. Wenngleich für wissenschaftliche Zwecke erstellt und mit einem umfassenden Anmerkungsapparat ausgestattet, erschließt sich das Werk durch seine knappen, gut strukturierten und leicht zugänglichen Texte auch einem breiteren Publikum.

Michael Wildt, Christoph Kreutzmüller (Hg.): Berlin 1933–1945. München: Siedler Verlag, 2013

Florian Neuroth

Blick in den Abgrund

Der Klappentext kündigt eine Neudarstellung der europäischen Nachkriegszeit an, der Autor selbst stapelt etwas tiefer: Es gehe um eine Kontrastgeschichte zum vorherrschenden Narrativ eines im europäischen Maßstab gelungenen Wiederaufbaus nach der Niederschlagung des Faschismus. Stattdessen handele es sich im Zeitraum von 1943/44 bis 1949/50 um eine Geschichte des Abstiegs des Kontinents in die Anarchie (S. 15). Zentrales Merkmal dieser Phase sei europaweit ein Konglomerat von aus Hass gespeisten Rachegeleuten, die sich in Gewaltorgien nicht nur gegen die ehemaligen deutschen Besatzer, Kriegsgefangenen und deutschen Minderheiten in den befreiten Ländern entluden, sondern gegen alle und jeden, die aus politischen, ideologischen, ethnischen oder religiösen Gründen nicht in die vermeintlichen Mehrheitsgesellschaften passten.

Diese Auflösung nahezu jeglicher zivilisatorischer und moralischer Wertmaßstäbe stellt

er in vier Großkapiteln dar: Im ersten geht es um das materielle Erbe des Krieges (Zerstörungen, Vertreibungen, Hunger etc.), im zweiten um die Rache von Befreiten an u.a. deutschen Kriegsgefangenen, Kollaborateuren, Frauen und Kindern, im dritten um ethnische Säuberungen (z.B. in Polen, der Ukraine sowie Jugoslawien). Das letzte Kapitel „Bürgerkriege“ befasst sich u.a. mit politischer Gewalt in Italien und Frankreich, der Unterjochung Osteuropas und dem griechischen Bürgerkrieg.

Lowe's Darstellung beruht – neben der Auswertung einer Fülle von archivalischen Quellen und wissenschaftlichen Darstellungen – vor allem auf Augen- und Zeitzeugenberichten sowie Fallstudien. Die beiden letzten Gruppen werden häufig ausführlich zitiert bzw. paraphrasiert und verleihen dem Werk ein hohes Maß an Authentizität und Anschaulichkeit, die dem Leser in vielen Fällen – wenn nicht durchgängig – den Nachvollzug von Beispielen äußerster Brutalität und moralischer Entfesselung zumutet. So beispielsweise die Jagd auf Frauen, die tatsächlich oder vermeintlich sexuellen Kontakt mit den Besatzern hatten (Kapitel 2). In den Niederlanden, Frankreich, Dänemark und Italien glichen sich die Bilder: Frauen wurden öffentlich (z.B. auf Marktplätzen) vorgeführt, z.T. nackt zur Schau gestellt, ihnen wurden die Haare geschoren und sie wurden nicht selten anschließend erhängt und erschlagen. Allein in Frankreich lag ihre Zahl bei 20.000. Liest man die Darstellung der Massaker in Jugoslawien seitens der verschiedenen Bürgerkriegsparteien (Ustascha/ Tschetniks/ Partisanen) in der Endphase des Krieges bzw. danach, lässt sich nachvollziehen, welche Vorgeschichte die Gewalterruptionen im Auflösungsprozess des jugoslawischen Bundesstaats 1990ff. hatten. Lowe spricht in diesem Zusammenhang auch von „Reinszenierungen“, die er auch in den ehemaligen Sowjetrepubliken feststellt.

All das, was der Autor schildert, ist weder unbekannt noch zum ersten Mal erzählt. Neu ist allerdings die europaweit angelegte und auf diesen Fokus verdichtete Perspektive. Wie lassen sich diese Phänomene erklären? Wenngleich in den einzelnen Kapiteln immer wieder historische Kontextualisierungen erfolgen, braucht der Leser doch Geduld bis zum Schlussteil, um zusammenhängend mit dem Grundkonzept der Analyse vertraut zu werden. Demnach war der Zweite Weltkrieg nicht nur ein traditioneller Konflikt um Territorien, sondern gleichzeitig einer zwischen ethnischen Gruppierungen sowie ein Krieg der Ideologien. Zudem war er mit Bürgerkriegen verflochten, die mehr oder weniger rein innerstaatliche Gründe hatten. Die Kapitulation des Deutschen Reiches beendete folglich nur einen Aspekt der Kriege. Die anderen Konflikte dauerten über Monate, z.T. über Jahre weiter – und gewannen an Dynamik und Brutalität, weil neue staatliche Legitimationen und internationale Rechtsinstanzen mit Sanktionsmöglichkeiten erst geschaffen werden mussten. Durch Eingriffe der alliierten Besatzungsmächte bzw. der jeweiligen Besatzungsmacht vor Ort konnten manche Konflikte abgemildert oder eingeehgt werden, sie wurden andererseits aber auch im eigenen Interesse genutzt, wenn nicht befördert. Lowe räumt in diesem Zusammenhang (S. 436f.) auch mit dem Mythos auf, lediglich die sowjetische Besatzungsmacht habe mit allen – auch gewaltsamen – Mitteln ihre Interessen in Osteuropa durchgesetzt. „Amerikanische Bestrebungen, die Politik im Westen zu dirigieren, waren genauso übergriffig wie sowjetische Bestrebungen, das politische Selbstbestimmungsrecht der Staaten im Osten einzuschränken“ (S. 437). Die Eingriffe der Amerikaner in den griechischen Bürgerkrieg zeigen dies in besonderem Maße.

Zuweilen fehlen bei den Darstellungen der Gräueltaten Differenzierungen in Hinsicht auf

Größenordnungen oder funktionale Bedeutungen. So räumt der Autor beispielsweise zwar ein, dass Vergeltungsakte jüdischer Häftlinge an ihren Peinigern ‚nur eine Kleinigkeit‘ oder ‚unbedeutend‘ waren, um sogleich die Vermutung zu äußern (S. 119f.), dass diese doch häufiger waren, als gemeinhin angenommen wird. Ob die folgenden Beispiele solcher Racheakte der einen oder der anderen Kategorie angehören, erschließt sich dem Leser eher nicht. Ähnliches gilt bezogen auf die Behandlung von Kollaborateuren. Erst im Anschluss an das lange Kapitel über ihre Leiden (S. 188–208) wird deutlich, dass es sich um eher kleinere Aktionen von Einzelnen oder überschaubaren Gruppen handelte, nicht aber um Rache ganzer Gemeinden oder Städte. Das macht sie nicht weniger verwerflich, rückt aber die Relationen zurecht.

Am Ende bleibt die Feststellung, dass tatsächlich von einer umfassenden Kontrastgeschichte der Nachkriegszeit in Europa gesprochen werden kann, bei der man sich fragt, warum sich dennoch über Jahrzehnte hinweg (mindestens bis 1990) ein gelungenes europäisches Friedensprojekt entwickeln konnte. Das hat sicherlich mit dem Kalten Krieg zwischen Ost und West zu tun, der so manche anderen Konflikte unterdrückte. Andererseits war und ist Hass wohl nicht das einzige Movens politischen Handelns, was Lowe mindestens am Ende seiner Analyse andeutet, wenn er auf die deutsch-polnische Verständigung verweist, die man um die deutsch-französische ergänzen könnte.

Keith Lowe: Der wilde Kontinent. Europa in den Jahren der Anarchie 1943–1950, Stuttgart: Klett-Cotta, 2014

Peter Adamski

Erinnerungspolitik auf dem Prüfstand

Im Rahmen des 1100 jährigen Stadtjubiläums 2013 erschien eine wissenschaftliche Studie „Kassel in der Moderne“, bei der eine Fußnote in einem der Beiträge die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit erregte. Die ersten drei Kasseler Oberbürgermeister seit 1945 – allesamt Sozialdemokraten und in der städtischen Erinnerung hoch geschätzt – seien mehr oder weniger stark NS-belastet. Angesichts dieser Darstellung beauftragte die Stadt Kassel im Dezember 2013 die Marburger Historikerin Sabine Schneider sowie einen wissenschaftlichen Beirat (Eckart Conze, Marburg; Jens Flemming und Dietfried Krause-Vilmar; Kassel) mit der Erarbeitung der politischen Biografien der drei ehemaligen Oberbürgermeister. Die Studie wurde im Sommer 2015 vorgelegt.

Wie der Buchtitel „Vergangenheiten“ schon andeutet, geht es den Verfassern nicht ausschließlich um den Untersuchungszeitraum 1933 bis 1945 und dort nicht um die Fixierung auf die Mitgliedschaft in der NSDAP, sondern um die politischen und ideologischen Überzeugungen und das konkrete Verhalten der Betroffenen. Aus der Summe dessen müsse beurteilt werden, ob von einer NS-Belastung – das ist der zentrale Begriff – gesprochen werden kann/ muss. Für die Zeit nach 1945 richtet sich das Interesse darauf, inwiefern oder ob der Nationalsozialismus Auswirkungen auf das politische Denken und Handeln der drei Kommunalpolitiker gehabt hat, wie es sich z.B. in der städtischen Personalpolitik oder der Gedenkkultur der Stadt zeigen könnte. Eine ‚dritte Vergangenheit‘ meint den Umgang oder ihre selbstreflexive Auseinandersetzung mit der NS-Zeit.

Alle drei Oberbürgermeister hatten nachweislich eine NS-Vergangenheit, waren aber nicht gleich-

ermaßen NS-belastet. Besonders bei Lauritz Lauritzen (OB von 1954 bis 1963) halten die Autoren es für mindestens fraglich (S. 191), von einer solchen Belastung zu sprechen. Lauritzen, der nach seiner Kasseler Zeit während des Frankfurter Auschwitzprozesses hessischer Justizminister und später sowohl in der Großen Koalition als auch in der Regierung Brandt/ Scheel Bundesminister für Wohnungswesen und Städtebau war, stammte aus einer Arbeiterfamilie und trat 1929 in die SPD ein und 1933 aus ihr aus. Stattdessen wurde er als 24jähriger Rechtsreferendar 1934 Mitglied der Marine-SA ein und später der Reiter-SA. Ganz offensichtlich wollte er seine berufliche Karriere nicht gefährden – folglich eine opportunistische Haltung, die nicht selten vorkam. Beruflich war er für die Reichsstelle Chemie tätig, die seit 1939 an der Steuerung der Chemischen Industrie im Rahmen der Kriegswirtschaft mitwirkte. Nach 1945 wurde der Jurist als „unbelastet“ eingestuft und trat umgehend wieder der SPD bei.

Von anderem, verstörenden Charakter ist die Biografie Willi Seidels, der von 1945/46 bis 1954 Lauritzens Amtsvorgänger war und nach dem in Kassel das „Haus der Jugend“ benannt ist. Auch er war nach jetzigem Erkenntnisstand kein Mitglied der NSDAP, nach Auffassung der Autoren aber NS-belastet. Seidel hat ein halbes Jahrhundert lang – von 1903 bis 1954 – in der Kasseler Stadtverwaltung gearbeitet. Er war zwar 1933 angeblich wegen der Mitgliedschaft in einer Freimaurerloge vom Leiter des Personalamts in eine weniger bedeutende Tätigkeit versetzt worden, wurde dann aber lange vor Kriegsbeginn Leiter der wehrwirtschaftlichen Abteilung der Stadtverwaltung, die u.a. die Lebensmittelbewirtschaftung für den „Ernstfall“ vorzubereiten hatte. Vor und während des Krieges waren in dieser Funktion u.a. Wohnhäuser zu beschlagnahmen, vornehmlich von jüdischen Eigentümern und Mietern, die in der Folge in „Judenhäuser“ verbracht wurden. Außerdem trug er die Verantwortung für die Verwaltung der Lager ausländischer Zwangsarbeiter. Kaum vorstellbar, dass ihm in beiden Funktionen das Wesen und die Verbrechen des NS-Systems entgangen sein könnten. Aber er sah zu oder weg. Entscheidend war für ihn offensichtlich ein reibungsloser Verwaltungsablauf. Dies setzte sich nach seiner Berufung zum Oberbürgermeister 1945 bruchlos fort, indem er schnell Verwaltungsbeamte zurück holte, die unmittelbar nach Kriegsende aus politischen Gründen entlassen worden waren – eine lokale Renazifizierung. Man kannte sich und hatte effektiv zusammen gearbeitet. Das bedeutete aber auch, dass Mitglieder der Stadtverwaltung wie der ehemalige sozialdemokratische Leiter des Wohnungsamtes, der von den Nazis entlassen worden war, keine Chance für eine Wiederverwendung fanden. Wie wenig Seidel gegenüber Opfern des NS sensibel und nach moralischen Gesichtspunkten zu handeln gewillt war, zeigte sein Vorschlag, bei den Aufräumarbeiten in der Stadt auch ehemalige jüdische Verfolgte und Zwangsarbeiter einzusetzen.

Karl Branner (Oberbürgermeister von 1963 bis 1975) ist von allen dreien derjenige, der sich am nachhaltigsten in das Gedächtnis der Stadt geschrieben hat und demzufolge öffentlich als besonders herausragendes Stadtoberhaupt gewürdigt wurde: Er wurde Ehrenbürger der Stadt und eine Halle im Rathaus sowie eine Fußgänger- und Radfahrerbrücke über die Fulda tragen seinen Namen. Insofern ist die Aufarbei-

Buchbesprechungen

tung seiner politischen Biografie von besonderer Brisanz.

Branner, das unterscheidet ihn von den beiden anderen, war Mitglied der NSDAP (und der SA). Er gehörte zu den sog. Märzgefallenen, die wie der 23-jährige Student aus Überzeugung oder Kalkül einen Aufnahmeantrag stellten, der zum 1. Mai 1933 wirksam wurde. Aber das ist nicht der entscheidende Punkt, weshalb die Verfasser ihn als NS-belastet einstufen. Eine zentrale Rolle spielt (neben weiteren Mitgliedschaften in NS-Organisationen) seine wirtschaftswissenschaftliche Dissertation, die er von einem bekannt strammen NS-Dozenten betreuen ließ. Sie enthielt mehr als nur eine zeitbedingte Verbeugung vor der NS-Ideologie, sondern belegte seine politische Zuverlässigkeit, ging es in ihr doch um nichts weniger als eine Begründung der Steuerpolitik aus dem Geist der Volksgemeinschaft. Branner markierte zudem im Literaturverzeichnis ohne jeden Zwang von außen jüdische Autoren mit einem Sternchen.

1939 eingezogen, machte er den Krieg bis zum Ende mit und geriet in Jugoslawien in Gefangenschaft. Dort vollzog er einen radikalen politischen ideologischen Wandel – sei es aus Opportunismus oder Überzeugung. Bis zu seiner Repatriierung 1949 führte er als Schriftführer, später als Vorsitzender eines Antifa-Ausschusses nunmehr Schulungen im marxistisch-leninistischen Sinne durch. Bei ihm ist besonders bemerkenswert, dass er nach 1949 eine politische Biografie (die „dritte Vergangenheit“) konstruierte, die eine sozialistische Kontinuitätslinie suggerierte. Die Übereinstimmung mit dem NS-System wurde auf dessen sozialistische Ideale reduziert, eine Verurteilung wegen Wehrkraftzersetzung 1942 rückte ihn in die Nähe des Widerstands, im Antifa-Ausschuss wurden die sozialistischen Ideale erneut belebt und nach der Rückkehr durch den Eintritt in DGB und SPD politisch wirksam.

Insgesamt legen die Autoren eine sehr differenzierte Studie vor, auch und gerade deshalb, weil sie Leerstellen der Erkenntnis offen legen, durchgehend abwägend urteilen, in manchen Fällen aber auch dem Leser die Möglichkeit anbieten, sich selbst ein Urteil zu bilden.

Mitte Juli schlug die Stadtverordnetenversammlung (genauer eine Mehrheit von SPD und CDU)

vor, das „Haus der Jugend“ nicht mehr nach Seidel und die Rathaushalle nicht mehr nach Branner zu benennen. Die „Karl-Branner-Brücke“ soll es nach wie vor geben, allerdings ergänzt um eine Infotafel zur politischen Biografie des ehemaligen OB. Die Studie wurde und wird nach wie vor diskutiert, denkbare Folgen auch.

Sabine Schneider, Eckart Conze, Jens Flemming, Dietfrid Krause-Vilmar: Vergangenheit. Die Kasseler Oberbürgermeister Seidel, Lauritzen, Branner und der Nationalsozialismus. Marburg: Schüren Verlag, 2015

Peter Adamski

Stacheln im Honig

Joel Dorkam kam 1929 als Hans-Lothar Dispeker in Kassel zur Welt. In seiner zunächst in Hebräisch herausgegebenen Autobiographie erfahren wir, warum aus Hans-Lothar schließlich Joel wurde. Ernst Klein ist es zusammen mit Mechtild Wallbrecher zu verdanken, dass diese spannende deutsch-israelische Familiengeschichte nun auch in einer deutschen Übersetzung erhältlich ist.

Joels Vater war der in Kassel sehr bekannte Journalist Sigmund Dispeker, der dort ab 1919 für das „Casseler Tageblatt“ schrieb. Dessen Kolumnen, die „Casseler Spaziergänge“, galten als feuilletonistische Glanzlichter. Als die Nationalsozialisten ab 1933 auch in Kassel die Macht übernommen hatten, musste der Jude Dispeker seinen Job beim Tageblatt aufgeben und floh mit seiner Frau Blanche und dem kleinen Hans-Lothar zunächst nach Frankreich. Als es auch dort immer gefährlicher wurde, ging es 1942 nach einer abenteuerlichen Flucht über die Pyrenäen weiter nach Spanien. Dort wurden die Eltern interniert, während der Sohn in ein Waisenhaus kam. 1944 schließlich gelang es der Familie, nach „Eretz Israel“ auszureisen.

In Israel gehörte Hans-Lothar zu den Mitbegründern des Kibbuz Tsuba. Dort lebte er bis zu seinem Tod zusammen mit seiner Frau Sarah, und dort sind auch die Kinder und Enkel aufgewachsen. Seinen neuen Namen hatte Joel Dorkam frei und mit Bedacht gewählt – Dorkam bedeutet „eine Generation entsteht“. In Israel entwickelte sich schnell eine starke Bindung an die Traditionen des Judentums. Schon als junger Mann nahm Joel am Unabhängigkeits-

krieg von 1948 teil. Die Verbundenheit mit der ehemaligen Heimat ließ ihn 1962 ein erstes Mal in das Land reisen, aus dem seine Familie in der NS-Zeit vertrieben worden war. Seit Ende der 1980er Jahre wurden die Beziehungen zur Geburtsstadt Kassel stärker und sind es bis zuletzt geblieben, vor allem auch dank des Engagements von Ernst Klein, Vertreter von „Rückblende Gegen das Vergessen“ und „Gegen Vergessen – Für Demokratie“, den mit Joel Dorkam eine enge Freundschaft verband.

Dorkam erzählt in einer lebendigen, humorvollen, und sehr ehrlichen Weise von seinem bewegten Leben. Er beschönigt nichts und schont auch nicht sich selbst. Was dieses Buch aber zu einem außergewöhnlichen macht, sind die vielen ergänzenden Aufzeichnungen seines Vaters Sigmund Dispeker, die schon allein es wert wären, in einem eigenen Band veröffentlicht zu werden. Immer wieder wechselt die Perspektive zwischen Vater und Sohn. Das ist bisweilen etwas verwirrend, aber hat sich der Leser erst einmal darauf eingelassen, wird schnell deutlich, von welcher Qualität die Erinnerungen Sigmunds sind. Es entsteht ein faszinierendes Panorama seiner Heimatstadt Kassel vor und nach der Jahrhundertwende mit wunderbaren anschaulichen Schilderungen. Dispeker zeichnet das Bild einer völlig integrierten und anerkannten jüdischen Familie, die sich aufgrund des Rassenwahns der Nationalsozialisten aus der Heimat vertrieben, auf eine mehr als zehnjährige Odyssee begibt, bis sie schließlich in Israel ein neues Leben aufbaut. Joel hat somit fast seine gesamte Kindheit auf der Flucht vor den Nazis verbracht. Umso bemerkenswerter, mit welchem Engagement er sich um die deutsch-israelische Freundschaft verdient gemacht hat. Im März 2015 starb Joels Ehefrau Sarah, er selbst nur wenige Monate später. Zum Glück ist es noch gelungen, seine Familiengeschichte zu Papier zu bringen.

Eine abschließende Bemerkung zum ungewöhnlichen Titel des Buchs: In Anlehnung an den bekannten Satz, dass Israel das Land sei, in dem Milch und Honig fließe, stellt Joel Dorkam fest, dass in seinem Honig viele Stacheln waren.

Joel Dorkam-Dispeker: Stacheln im Honig. Eine deutsch-israelische Familiengeschichte. Marburg: Schüren Verlag, 2015

Andreas Dickerboom

Wieder gelesen

Hermynia Zur Mühlen

Unsere Töchter, die Nazinen

Wie konnte es dazu kommen, dass die Deutschen Hitler so bedingungslos folgten? Warum gab es nicht mehr Widerstand? Einen lebendigen, literarischen Blick in die Zeit des Umbruchs und die Entwicklung zum NS-Staat bietet ein Buch, das heute weitgehend als verschollen gilt und einen für uns ungewöhnlichen Namen trägt: „Unsere Töchter, die Nazinen“ von Hermynia Zur Mühlen. Eine Ermunterung zum Wiederlesen.

Der Roman schildert die Machtübertragung, die Auswirkungen des Antisemitismus und die Formierung des Widerstands in einer typischen deutschen Kleinstadt. Die Geschehnisse, die sich zwischen dem 3. Januar 1933 und dem Sommer desselben Jahres abspielen, werden simultan erzählt. Drei Perspektiven bestimmen dabei den Blick: Drei Mütter

– Kati Gruber, Martha Feldhüter und Agnes Saldern – berichten von ihren Töchtern, die der anfänglichen Faszination der Nazis erliegen. Sie alle sind als typische Vertreterinnen der sozialen Schicht gestaltet, der sie entstammen. So werden die Vermittlung und die Gegenüberstellung ihrer verschiedenen sozialen Erfahrungen möglich.

Die Erzählung beginnt mit einem Rückblick der sozialdemokratischen Arbeiterin Kati Gruber auf ihre eigene Lebensgeschichte. Sie erinnert sich an den Ersten Weltkrieg, die Hungerjahre nach dem Krieg, die Spaltungen und Auseinandersetzungen in der Arbeiterbewegung, an Kriegsgewinnler und Inflation, an aufkommenden Antisemitismus in ihrer Stadt, an das erste öffentliche Auftreten der Nazis, an die Wahl Hindenburgs zum Reichskanzler und schließlich an die Übernahme der Gewalt in der Stadt durch die Nazis.

Eingebunden in ihre Schilderung ist die Entwicklung ihrer Tochter Toni. Sie ist geprägt von der sozialdemokratischen Erziehung im Elternhaus und wendet sich während der Weltwirtschaftskrise den Kommunisten zu. Nach dem Tod ihres Vaters, als sie arbeitslos ist, schließt sie sich den Nazis an. Da